

Wolfgang Bergmann

Geheimnisvoll wie der Himmel sind Kinder

Wolfgang Bergmann

Geheimnisvoll wie der Himmel sind Kinder

Was Eltern von
Jesus lernen können

Kösel



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier

Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Copyright © 2010 Kösel-Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlag: fuchs_design, München

Umschlagmotiv: I-stockphoto; © Shane Obrien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-36836-5

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem
gesamten lieferbaren Programm finden Sie unter

www.koesel.de

Für meine Tochter
Maria Magdalena

Inhalt

VORWORT

- 9 Was können wir von Jesus lernen?

- 13 Wir sind oft allein mit uns
- 21 Das kleinste Stückchen Holz ...
- 24 Liebe ist universal – noch so eine Merkwürdigkeit
- 27 Ungeheuer ist vieles ...
- 34 Motiviert mich bloß nicht, sagt das Kind
- 42 Kinder sind wahrhaftig, sogar wenn sie lügen
- 45 Auf einmal die Wahrheit, und wir erschrecken
- 52 Du hast dich verirrt, mein Kind, ich will von dir lernen
- 58 Warum soll ich denn leben?
- 65 Liebe ist immer radikal
- 72 Der perfekte Mensch ist Jesus ein Ärgernis
- 82 Neid, und die Liebe stirbt
- 86 Komm herunter, Zachäus
- 90 Wir sind die Winzer, wir die Frucht
- 92 »Wenn hier einer Champion ist, dann ja wohl ich!«
- 96 Nimm meine Hand
- 100 Kinder wollen Rituale, aber was ist ein Ritual?
- 109 Sich selbst lieben? Und was ist Demut?

- 117 Vergib mir – und ich gebe dir!
- 121 Schäm dich – und versteck dich nicht
- 124 Wer Kinder liebt, ist Gott näher
- 129 Musst du denn schon gehen?
- 133 Zorn ist auch Menschlichkeit
- 141 Sprich mit mir
- 149 Atemnot

NACHWORT

- 153 Tanz doch, mein Kind

- 159 Anmerkungen

VORWORT

Was können wir von Jesus lernen?

WENN ALLES ENDET – DIE LIEBE HÖRET NIMMER AUF.

Paulus

Jesus liebte Kinder, dafür gibt es viele Zeugnisse im Neuen Testament. »Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht ...« rief er seinen eifrigen Aposteln zu, die meinten, die Worte Jesu seien wichtiger als die Hinwendung zu den Kleinen. Jesus sah das anders. Seine Worte von der Erlösung und der Liebe empfand er ganz im Einklang mit den neugierigen, manchmal zappeligen und ganz vertrauensvollen Seelen der Kinder. »Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder ...« »Ihrer ist das Himmelreich«. Ja, Jesus war ein Freund der Kinder. Und warum? Weil er ein Verkünder der Liebe war.

Fragen wir uns also, ob wir – die wir in der Erziehung und im Leben mit unseren Kindern oft so unsicher geworden sind – von Jesus lernen können. Aber sicher können wir das. Jesus gibt keine Erziehungsratschläge. Aber kluge Eltern wissen eh, dass abstrakte Ratschläge wenig helfen, das lebhaft bunte Leben ist immer ganz anders. Jesus war nie abstrakt. Und damit sind wir an einem entscheidenden Punkt.

Was wir von Jesus lernen können? Seine Haltung, seine Worte, der Klang seiner Worte, seine Bilder und Metaphern in den Gleichnissen – alles ist durchströmt von einem innigen Geist des Lebendigen. Und dass Leben Liebe ist, das können wir bei Johannes und später bei Paulus nachlesen, wenn wir es denn auch aus eigener Erfahrung noch nicht wissen.

Darum geht es in diesem Buch. Was lernen wir daraus, dass Jesus sich an den Tisch des Zachäus setzte, der im Baum vor sich hin träumte? Müde war der Menschensohn, hungrig war er, er sprach nicht viel, er war einfach nur da. Sein Dasein bewegte und berührte den Tagträumer und änderte sein Leben.

Das ist eine Erziehungsweisheit: Nicht, was wir sagen, nicht was wir wollen, nein, nur was wir *sind*, berührt unsere Kinder, prägt und »erzieht« sie. Gute Pädagogen sind beeindruckende Menschen, die den Kleinen über die Rätsel und den Sinn ihres jungen Lebens vieles mitzuteilen haben. Die Kinder spüren das. Sie haben eine feine Witterung für Erwachsene. Manchen schenken sie ihr Vertrauen, anderen nicht. Jesus vertrauten sie, sie wollten zu ihm, und er rief sie zu sich.

Nun ja, ganz offenbar war er ein rebellischer Mensch. Unsere Kinder mögen das. Die klare Sprache, die unerschrockene Haltung und dieses Mitgefühl: Bei den Schwachen, den Ausgestoßenen und Sündern fielen ihm immer die schönsten Gleichnisse ein, zu den Reichen redete er hart und oft so polemisch, dass manch einer in unserer Wohlfühl-Correctness-Kultur erleichen würde.

Kinder mögen mitfühlende und mutige Menschen – insgeheim sind sie kleine Rebellen – und suchen doch Ordnung und Halt. Bei wem sollen sie beides finden, wenn nicht bei solchen Menschen, die zum einen die Kraft haben, sich gegen den Mainstream zu stellen, die zum anderen nicht bei jeder blöden kindischen Bemerkung oder einer kindlichen Unbedachtheit

gleich überängstlich aus den Schuhen kippen, einen Stuhlkreis einberufen oder eine Beratungsstelle aufsuchen – und die doch schließlich klar und eindeutig in ihrer Haltung, ihrer Ethik, ihrer Sinnhaftigkeit sind. Solche nicht opportunistischen Vorbilder finden unsere Kinder selten.

Das ist eine große Herausforderung für Eltern. Sie müssen für den wachen Sinn der Kleinen ziemlich vieles gleichzeitig sein, mutig und manchmal ein bisschen verrückt, albern und gleichzeitig realitätsfähig, widerständig, aber nicht großspurig. Das alles war der lebendige, der historische Jesus.

Schauen wir also von Jesus auf die Kinder und wieder zurück – dann erfahren wir unendlich viel über gute Erziehung, über sinnhaftes Leben, über die Schönheit des Daseins und schließlich und vor allem über das, was Jesus und nach ihm Paulus in unsere abendländische Geschichte eingebracht haben wie einen unsterblichen Schatz: die Wahrheit der Liebe.

Wir lernen, dass unsere Kinder starke Menschen, kräftige Eltern brauchen. Sie wollen keine höfliche und formale Gleichberechtigung, weder mit Eltern noch mit Lehrern. Kinder wollen nicht gleichberechtigt sein, sie wollen geschützt werden. Aber dieses Schutzvertrauen müssen Eltern und Pädagogen auch erwerben. Sie müssen es wert sein.

Wir können, sagte ich, an unseren Kindern lernen oder uns von ihnen anstiften lassen, widerständig zu sein. Kinder spüren diese innere Stärke, sie lieben den Mut von Mama und Papa und ihren Lehrern, sie bewundern ihn. Dann wollen sie so sein, wie diese starken Vorbilder. Dann sind sie gehorsam, auf solche Menschen »hören« sie, »horchen« sie, von ihnen empfangen sie Sinn und Kraft. Solche Menschen haben den Respekt der Kinder, ganz ohne Uniformen und Verhaltensdressate und ohne jedes »Lob der Disziplin«.

Wir lernen von Jesus außerdem, dass Leistung bei Weitem nicht das Vorrangige im menschlichen Leben ist, im Leben der

Kinder schon gar nicht. Wir sehen doch, wie überall Förderprogramme, Exzellenz-Kindergärten, Chinesisch für Zweijährige und ähnlicher Unfug, der die Kinder verwirrt und geistig schwach macht, aus dem Boden sprießen. Jesus lehrt das Gegenteil: Vertraut dem Leben, vertraut auch euren Kindern. Dann entfalten sie in der Ordnung des Vertrauens ihre Sinne, ihr Mitgefühl und auch ihre Intelligenz.

Kurzum, dieses Buch handelt davon, wie ein großer, bedeutender und liebesfähiger Mensch uns ein ethisches, konkretes und mystisches Beispiel dafür gibt, wie wir zu unseren Kindern »menschlich« sind.

Und schließlich: Wer je die Geburt eines Kindes erlebte – als Frau oder, etwas verlegen-umständlich (so jedenfalls ging es mir), als Mann –, der hat ein Gefühl dafür, dass diese Kinder ein Geheimnis sind. Sie gehören nicht den Ideen und moralischen Grundsätzen, nicht dem Ehrgeiz und nicht der Erziehungskunst ihrer Eltern. Sie gehören nur sich selbst und jenem Welträtsel, dem sie entsprungen sind. Wer Kinder liebt und sich ihnen zuwendet, wie es Jesus tat, der ist selbst dem Geheimnis des Lebens und der Liebe nahe. Auch dies lernen wir – von Jesus ebenso wie von unseren Kindern. Von beiden.

Wir sind oft allein mit uns

Individualität und all die ihr zugeschriebenen Charaktermerkmale dominieren die Wertigkeiten unserer Kultur. Wir haben das Prinzip der Individualität auf die Spitze getrieben, es birgt viele Risiken. Vielleicht ist so viel Individualisierung dem Menschen nicht zumutbar, sagte Ralf Dahrendorf in seinem letzten großen Interview. Ja, wir leben unabhängig, ungebunden – das ist im Vergleich zu den engen kontrollierten Nachbarschaften, den sozialen Gemeinschaften noch vor drei Generationen eine enorme Freisetzung, man kommt zu Atem dabei. Ich habe es als Jugendlicher auch so empfunden.

Und doch, betrachten wir das Wort in seiner ganzen Bedeutung: un-gebunden. Nichts hält uns, jederzeit reißen wir uns aus allen Bindungen los, trennen uns aus Beziehungen, entfernen uns von unserer Heimat, *jederzeit* – wer oder was sollte uns hindern?

Diese Freiheit ist, wie Sartre in seinem Jahrhundertwerk *Das Sein und das Nichts* formuliert, »ins Nichts gehängt«.

Nein, wir machen uns darüber nicht allzu viele Gedanken. Nur manchmal durchfährt uns ein seltsam befremdliches Gefühl. Es ist nicht mit Angst zu verwechseln, das nicht! Wir spüren in manchen Augenblicken eben nur ganz bewusst, dass wir in dieser modernen radikalen Freiheit restlos auf uns selbst gestellt sind – und dann erschrecken wir.

Wir verlassen uns in dieser bindingsverarmten Welt, ihrer Liebe auf Zeit, ihrem Hang zur zynischen Gleichgültigkeit, nur auf uns »selbst«. Wir haben ja nichts anderes, nur dieses »Ich«, das fortwährend um sich kreist. Ein Zufall ist es nicht, dass in dieser individualitätsbesessenen Kultur keine seelische Krankheit so rapide ansteigt wie die Depression, die seelisch und körperlich erschöpfte Leere.

Immer nur »Ich« – das ist zu wenig. Wir wissen das auch oder fühlen es zumindest. In den seltenen Phasen der Ruhe, der Stille, die so kostbar sein könnten, spüren wir es ganz besonders! Wir werden unruhig, wenn wir zur Ruhe kommen wollen.

An manchen Sonntagnachmittagen, wenn wir mit unserem Kind in einer Eisdiele hocken und froh sein könnten, empfinden wir oft vor lauter innerer Unruhe nur Langeweile. Das Kind wird davon angesteckt (sie sind ja immer so wachsam, die Kleinen) und wird mürrisch dabei. So viel schöne Zeit, die unwiederholbar ist; nun gleitet sie verschwendet dahin.

Bindingsverarmt, wie wir sind, zerfließt uns die Zeit. Sogar in der Gegenwart, in diesem Augenblick sind wir nicht ganz »bei uns«, sondern unruhig. Im Talmud findet sich übrigens ein ganz anderes Verständnis für die Zeit, davon könnten wir viel lernen. Walter Benjamin hat es so zusammengefasst: »Die Juden sagen, heiligt die Zeit, denn jede Sekunde könnte die schmale Pforte sein, durch die der Messias tritt.«¹

Sinnhafte Zeit, ach, wir haben doch schon Mühe, einen leidlich stimmigen Lebenslauf zu entfalten, wobei Lebenslauf ein bisschen nach Bewerbungsunterlagen klingt. Sagen wir es so: Wir tun uns inmitten dieser – bei allem Party- und Medien- gedröhn – vereinsamten Kultur so entsetzlich schwer, eine »Lebensgeschichte« zu entwickeln, auf die wir mit Stolz schauen. Unser Leben erscheint uns stattdessen oft wie eine Summe

von Zufällen. »Kontingenz« nennen die Philosophen diese Seinsverfassung.

Kontingenz klingt so abstrakt, dass man sich gar nichts Rechtes darunter vorstellen kann. Aber hinter dem philosophischen Begriff verbirgt sich eine Realität, die für uns alle schicksalhaft ist, wenn wir sie nicht überwinden. Ich will das erklären.

So ganz auf uns selbst »zurückgeworfen«, so ganz nur »Ich« und Objekt in dieser Welt (manchmal geliebt, wenn wir Glück haben, aber wer weiß, wie lange es dauert) sind wir auch mit unserer Endlichkeit, dem Faktum des Todes, auf eine Weise konfrontiert, die wie ein purer Zufall erscheint, wie etwas, das uns sinnleer zustößt. Wie ein verdrängtes Unbewusstes, wie ein unterschwelliger Strom, dem Zufall ausgesetzt, fließt die Todesfurcht durch unsere Kultur mit ihrer Gier, ihrem Spaß-Haben, ihrem kränkbaren Egoismus. Wir erfahren von einem nahen Menschen oder einem entfernten Verwandten, dass er oder sie auf den Tod erkrankt ist. Was fällt uns dazu ein, wenn wir die Phrasen weglassen? Nichts, nur Stummsein. In unserer Kultur ist der Tod so »kontingent« wie das Leben zuvor.²

Kinder haben eine andere Zeit, es sei denn, wir zwingen sie in das »leere Zeitverbringen«, wie Rilke die Schule in einem schönen Gedicht schon vor hundert Jahren nannte. *Ihre* Zeit ist Entwicklung, Entfaltung immer neuer Eigenarten, anderer Fähigkeiten, die wiederum ein anderes Schauen, andere Freundschaften, andere Lieben und Enttäuschungen nach sich ziehen. Anderes Wissen und anderes Vergessen; wie beispielsweise die rührenden Magien der Kindheit: Der Weihnachtsmann stirbt und ein Pop-Star tritt an seine Stelle. Wir Eltern sind immer ein bisschen traurig darüber und sollten es auch sein dürfen.

In den Kindern lebt und regt sich die Zeit als etwas, das nicht leer sein kann: Diese Zeit ruft immerzu Neues auf. Irgendwann wird dieses Kind nicht mehr spielen, sondern gestalten, die Welt mitgestalten, die Geschichte der Welt, die Ge-

schichte der Schöpfung vorantreiben, jedes auf seine Art. Insofern ist jedes Kind in jeder Entwicklungsphase mehr als nur »individuell«.

Und nun zurück zu unserem Ausgangspunkt: immer nur dieses trübe Ich und wieder Ich. Es kreist in sich selbst und erzeugt »leere Zeit«. Kindlich ist das nicht. Wir treiben die Kinder mit unseren kulturellen Werten (Selbstbewusstsein, Selbstreflektion, Durchsetzungsfähigkeit, Rivalität) in dieses arme Ich hinein. Sie wollen das gar nicht, aber schließlich geben sie nach. Ich werde gleich vertieft darauf eingehen.

Das ganz auf sich selbst gestellte Ich erkennt sich eigentlich nur in seinen Bedürfnissen. Was meine ich damit? Schauen wir einmal, wie hoch angesetzt das Wort »meine Bedürfnisse« für die meisten Menschen ist. »Meine Bedürfnisse müssen befriedigt werden – sonst kann ich ja niemals glücklich sein!« Das ist eine Art modernes Glaubensbekenntnis. Es ist uns seelisch viel näher und erscheint uns sinnvoller als das Vaterunser.

»Was bedeutet mir ein anderer Mensch überhaupt, wenn er meine Bedürfnisse nicht befriedigen kann?« Ein wenig überpointiert: Wenn heute ein Mann zu einer Frau oder eine Frau zu einem Mann sagt: »Ich liebe dich«, dann meinen sie oft nur: »Du erfüllst meine Bedürfnisse relativ optimal. Tust du es nicht mehr, gibt es eigentlich keinen Grund, mit dir zusammenzubleiben.« So wird jeder kleinste Konflikt zu einer Krise, jede Krise zu einem endgültigen Zerreißen von Bindung, zum Preisgeben aller Versprechung, die man einmal aus ehrlichem Herzen geleistet hatte. Und dann? Dann übernimmt wieder der Zufall die entscheidende Rolle in der Lenkung des Lebens.

Dabei haben wir alle diesen Sinnhunger, Bedeutungshunger. Und woher sollen wir Bedeutung für uns und unser Leben schöpfen? Immer aus uns selbst? Das ist wie ein Brunnen, der ausgeleert wird und kein neues Wasser empfängt, zuletzt ist er ganz vertrocknet. Was können wir aus dem noch schöpfen?

Der Brunnen: Woher kamen seine ersten Wasser, aus denen wir eine Zeit lang schöpfen durften? Woher kamen, wie es im Hohen Lied Salomos heißt, jene »silbernen Wasser, die von unserem Leib fließen«? Natürlich aus der Kindheit. Schauen wir also dorthin.

Gerade einmal ein Jahr sind die Kleinen alt, da beginnen sie in der Wohnung herumzukriechen, zu robben, und dabei stoßen sie auf die Härte und die Widerständigkeit der Dinge, die in so einer Wohnung herumstehen, der Stühle, der Tischbeine. Sie sind neugierig, verwegen und abenteuerlustig, die ganz Kleinen, und flüchten sich doch, nach jedem Aufprall, jedem Sturz erschrocken zurück in Mamas oder Papas Arme. Das muss auch so sein! Bei ihnen vergewissern sie sich nach der Berührung mit so vielen befremdlichen aufregenden, vielfältigen und manchmal schmerzhaften Dingen ihres kleinen geborgenen Selbst.

Ohne dieses »vergewisserte« Selbst bliebe ihre Neugier und ihr Erkunden ja ganz seelenlos, sie entfaltet kein empfindsames Wissen und auch kein Gewissen. Wenn sie nicht ausreichend Geborgenheit bei ihren Eltern oder anderen, vertrauten Menschen finden, dann werden sie unruhig, sie reißen sich los und stolpern ziellos vorwärts, stürzen und schreien und haben keine Zuflucht, erfahrungsleer, gefühlslös – so sind zum Beispiel die hyperaktiven Kinder, die alles wollen und an nichts Freude finden. Ihre Zahl wächst dramatisch, wie eine Epidemie.

Spüren sie aber Zuflucht, Geborgenheit, Mamas oder Papas schützende Arme und ihre tröstenden Stimmen, dann trocknen die Tränen nach jedem Hinfallen schnell, mitunter ist es geradezu berührend anzuschauen, wie rasch und bereitwillig die Kleinen sich trösten lassen, und sogleich sind sie wieder voller Lebensmut. Ihr Liebeshunger und ihre Liebeszuversicht – beides macht sie so stark.

So gekräftigt an Leib und Seele stellen sie sich, unermüdlich und unerschrocken, wieder auf die eigenen Beine, sie »stellen sich der Welt«. Wir haben immer noch nicht genug Respekt vor diesem ungemainen Kindermut, der die Welt erobern will. Es ist eine *eigenwillige Gewissheit*, die diese Kinder trägt. Das ist nicht nur ihre natürliche Daseinslust und nicht nur ein entwicklungsgeschichtliches, menscheitsgeschichtliches quasi-biologisches »Programm«, wie die an unseren Universitäten dominierenden Lern- und Verhaltenspsychologien meinen. Das ist etwas ganz anderes.

Ihre Zuversicht nämlich, mehr noch, ihre unbedingte Gewissheit, dass sie in dieser Welt willkommen sind, »beim Namen gerufen« – woher rührt sie denn? Aus der Liebe natürlich, Mamas und Papas Liebe zuerst! *Deshalb* sind sie felsenfest davon überzeugt, dass die gesamte Welt vor Entzücken erbebt darüber, dass die kleine Maria oder der kleine Johannes auf ihr wandeln. Ein Kind will die Welt nicht nur erkunden und begreifen, es will sie mit dem Glanz seines Daseins überstrahlen. Da ist noch nichts von jener kalten »Kontingenz« des erwachsenen Lebens und Sterbens, nicht einmal eine Ahnung davon.

Ohne dieses innere Glänzen und Strömen, das aus der Liebe kommt und sonst nirgendher, könnten Kinder kaum überleben, ganz gewiss könnten sie weder Zeit noch Raum erkunden, ihren Körper nicht kennenlernen und keine Sprache entfalten – und ohne Sprache auch keine bewussten Gefühle. Mittlerweile geben uns sogar die Forscher und universitären Wissenschaftler Auskunft über die *Realität der Liebe*. Die Entwicklung eines Kindes hin zu einem erkennenden und fühlend-sozialen Wesen ist gar nicht möglich, wenn sich nicht ausreichend Liebesgewissheit in ihm angesammelt hat.

So ist das also: Es ist die Liebe, die der Mutter, die des Vaters, die elterliche und vielleicht großelterliche Liebe, die keine Ursache in sich selbst oder den ichhaften Bedürfnissen

der Erwachsenen hat, sondern angestiftet wird von diesem ganz eigenen rätselhaften Dasein des Kindes, das sein bewusstes Leben beginnt. Ohne Liebe kann ein Kind nicht existieren: Es wird tatsächlich krank, es stirbt vielleicht. Dazu gab es über Jahrhundert zahlreiche, manchmal grausame Verhaltensexperimente.

Und unsere »kontingenten« Ich-Gefühle, diese Bedürfnis-Selbstigkeiten – was ist in denen von dem schönen Kindheitsglanz übrig geblieben? Ach, ich denke, zu einem großen Teil sind sie nur Schimären. Paradox gesagt: *Wir sind anders, als wir sind*. Manchmal zeigt es sich. Zum Beispiel dann, wenn unser Kind uns anschaut, seine Arme vertrauensvoll nach uns ausgestreckt oder vor Hunger weint. Angesichts der Ich-Werdung eines kleinen Menschen empfinden wir eine Liebe, die viel mehr ist als nur »Ich«. Sie lässt sich gar nicht begrenzen. Im Übrigen steckt Liebe an, infiziert wie eine Grippe. Gegen die Liebe richten wir mit unserer zynisch-zeitgemäßen Intelligenz nichts aus. Sonst würden unsere Kinder sterben und wir selbst auch – ganz allein »in einen leeren Himmel starrend«, wie Brecht schrieb.

Und damit sind wir wieder bei den Botschaften des Jesus von Nazaret.

In den Momenten tiefster Verliebtheit, in den Verzückungen der körperlichen Vereinigung, in meditativen Momenten der Betrachtung einer Bergkette oder der untergehenden Sonne am Meer, in diesen Momenten verlieren wir ein Stück unseres Ich, und uns wird ganz wohl dabei.³ So ist es auch mit Kindern, nichts in ihnen sucht aus eigenem Wollen diese Ich-Kontingenz auf. Sie wollen nicht in die radikale Freiheit, sie wollen nicht »ins Nichts gehängt sein«. Dies ist die Ursache dafür, dass die Kleinen ständig auf der Suche nach Gemeinschaft sind. Sie laufen auf fremde Kinder zu und verbünden sich mit ihnen, erfinden im gemeinsamen Spiel eine unendli-

che Welt von realen und mystischen Gestalten, die alle Sinnträger sind, jedes auf seine Weise. Und »ein jegliches hat seine Zeit«. Nach jedem Glück und jedem Erschrecken rennen sie zurück zu Mama oder Papa, zurück zu dieser Bindungsgewissheit. Wenn sie nicht ausreichend verlässlich vorhanden ist, bleibt ihr Glück unvollständig und von dem Erschrecken immer ein ungelöster Rest.

Schauen wir den Kleinen nur zu, sie wollen nie »ganz ich« sein. Sie wollen immer auch *ich und du* sein, im Spiel mit einem allerbesten Freund vergessen sie ihre »Autonomie«. Zwei oder mehr miteinander in Fantasielandschaften vertiefte Kinder, die Sandburgen am Meer oder auf einem Kinderspielplatz bauen, sind, wenn wir nur genau genug hinschauen, nur ganz wenig »Ich« in scharfer Abgrenzung zum anderen. Sie sind vielmehr ein »Ich und Du«, ein Sich-Bereichern und Sich-Aufgeben am Sein und Tun des oder der anderen.

Man muss ja nur hinschauen, wie sie als eine Gruppe losrennen, gemeinsam losbrüllen und sich ihre Stimmen vermischen zu einem einzigartigen Lärm. Ihr Gekreische ist ein Jubel an die Welt: *Wir*. Immer drängt es sie heraus aus der Ich-Autonomie, der radikalen Individualität, die das Menetekel unserer Kultur ist.

Das kleinste Stückchen Holz ...

Ungebunden zu sein ertragen wir nicht, zumindest nicht auf Dauer. Es macht unglücklich. Seltsam, dass der Charakter des ego-zentrierten Selbst unsere Pädagogik derart resolut beherrscht, dass die pädagogischen Ziele, die wir in den Rahmenrichtlinien der Kultusbürokratien und in den Lehrbüchern der Kindergärtner/innen auffinden, allesamt nur auf Autonomie und Selbstisolation des Kindes aus sind. Natürlich heißt es dort anders: »Selbstverantwortung und Durchsetzungsfähigkeit, Selbstreflexivität und Selbstbewusstheit«, dies alles sollen wir unseren Kindern beibringen. Dabei bleibt das Wesentliche auf der Strecke.

Wer einmal hingeschaut hat, wie ein Vater seine kleine Tochter oder seinen kleinen Sohn an die Hand nimmt und mit ihr/ihm zum Spielplatz oder in einen Wald geht, wer einmal hingeschaut hat, wie eine Mutter mit ihrer Tochter oder ihrem Sohn an einem Brunnen spielt, ganz selbstvergessen, ganz eingewoben in das »Du und Ich«, das in solcher Innigkeit vielleicht nur einem Vater, einer Mutter im Spiel mit ihrem Kind möglich ist – das Kind an der Hand, beschützend umschlossen –, der erkennt mit bloßen Augen, ganz ohne Theorie, etwas recht Erstaunliches: *Jetzt* ist dieser Vater ein anderer Mann, als er in seinem Büro oder seinem Chefsessel ist. Vom Wasser eines Brunnens nass bespritzt, hell auflachend, ist diese Mutter eine

andere Frau, als sie sonst, vielleicht repräsentationsgeübt, als Chefsekretärin oder als erfolgreiche Managerin im Vorstand einer Bank sein darf.

Schauen wir weiter. Wann sind oder waren wir eigentlich glücklich? War es, als wir uns durchgesetzt hatten, mit aller Macht, im Büro oder im Freundeskreis? Als wir aller Welt unser Selbstbewusstsein und unsere Unabhängigkeit plus Kompetenz demonstriert hatten? Nein, da waren wir vielleicht zufrieden – aber wie lange? Eine Stunde? Oder zwei? Aber *glücklich* nicht eine Sekunde lang.

Glücklich waren wir, als wir verliebt waren. Aber da wollten wir keine Autonomie, sondern ihr Gegenteil. Wir wollten am liebsten verschmelzen mit der oder dem Geliebten, ganz eins werden mit dem »anderen«.

Oder manchmal, wenn wir von einer langen Reise nach Hause kommen, und unsere Kinder stürzen sich aufgeregt und froh in unsere Arme – das ist auch Glück. Oder wenn wir nach viel zu vielen Monaten die alten Eltern besuchen und die Orte der Kindheit wiedererkennen, riechen, fühlen, aufsaugen, dann durchströmt uns manchmal auch ein seltsames Gefühl, das dem Glück nahekommt. Es reicht weit zurück, erinnert an kleine sinnliche Momente der Kindheit, Nähe, Freundschaft oder an den grünen Rhabarber, der im Frühjahr immer so langsam reifte und den wir mit kindlicher Ungeduld viel zu grün schnitten, in Zucker stipten und aufaßen – mit Selbstbeherrschung und Autonomie hat nicht eine einzige dieser Erinnerungen zu tun. Aber viel mit Sehnsucht nach Heimat, auch wenn solche Sehnsuchtsgefühle und -bilder manchmal trügerisch sein mögen. Heimat, das ist etwas, das »aus der Kindheit herüberleuchtet« und »in der noch niemand gewesen ist«, schrieb der Philosoph Bloch. So ist es wohl. Aber wir spüren sie, diese ferne Heimat, als warte sie auf uns.

Manchmal denke ich, dass auch Gott auf ähnliche Weise

nur auf uns wartet, aber ich will keine theologischen Spekulationen anstellen. Es ist nur so eine Idee.

Warum also rangieren diese Ich-Werte, die so wenig Glück bergen, derart weit vorne in den offiziellen Schriften und Einschätzungen fast aller Pädagogen und vieler Eltern? Weil wir so gehorsam sind, so gefügig der vorherrschenden Ich-Kultur gegenüber! Den Kindern tut das nicht gut.

Die »Kontingenz«, das radikale Auf-sich-selbst-Gestelltsein – alles, was Jesus tat und sagte, stemmt sich dagegen. »In der Welt habt ihr Angst, ich habe die Angst überwunden.« Wir müssen nicht gläubig in einem kirchlich-traditionellen Sinn sein, um dies zu verstehen. Wir müssen uns nur dem Fluss des Lebens überlassen, jenen Tiefen, in denen unsere Sehnsucht in die Gegenwart drängt, wir müssen ihr nur nachspüren, so schwer ist das nicht.

Unsere Kinder haben ein unvergleichliches Talent dafür. Ihre Sandtörtchen auf dem Spielplatz, ihr Eifer, wenn sie auf Papas Schoß klettern, ihre Traurigkeit, wenn die Eltern streiten, ihr Mut zum Leben, der sich sogleich wieder einstellt, wenn sie geweint haben, ihre Versunkenheit angesichts so geringer Dinge wie einem Blatt etwa, das zufällig am Weg liegt, dem toten Vogel am Straßenrand, der ihr Herz rührt – alles entspringt demselben Seelengrund. Jesus sagt es im Thomas-evangelium so: »Spalte ein Stück Holz: Ich bin da. Hebt einen Stein auf und ihr werdet mich finden.«

Verstehen wir das? Ja? Nun gut, dann schauen wir von jetzt an anders auf unsere Kinder, auf ihr Fortkommen und ihr Großwerden. Nein, Selbstbehauptung, Leistungsfähigkeit, Durchsetzungsvermögen – ach Gott, das sollte ganz weit unten stehen auf der Liste unserer Wünsche für die Kleinen, die ja nicht klein bleiben (es geht alles so rasch vorbei!). Und wir sollten, wenn wir bei Sinnen sind, darauf achten, dass wir nicht am Ende ganz zurückbleiben – ganz allein in unserer »Kontingenz«.



Wolfgang Bergmann

Geheimnisvoll wie der Himmel sind Kinder

Was Eltern von Jesus lernen können

Gebundenes Buch, Pappband, 160 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-466-36836-5

Kösel

Erscheinungstermin: März 2010

Jedes Kind hat sein Geheimnis. Erziehen heißt lieben

Was veranlasst einen der kompetentesten Erziehungswissenschaftler und Kinderpsychologen Deutschlands einen Ratgeber zu schreiben mit dem überraschenden Untertitel: Was Eltern von JESUS lernen können?

Es handelt sich um Wolfgang Bergmann, der für FOCUS ein "Advokat der Kinder" ist. Für die ZEIT: "ein Kinderversteher". Bergmanns Erfolge mit schwierigen Kindern sind mit Theorie allein nicht zu erklären, das Bayerische Fernsehen konstatiert: "... einer der gefragtesten in seinem Bereich, wenn nicht der gefragteste überhaupt". Das findet auch die Kulturzeitschrift CICERO, die nach einer wissenschaftlichen Auswertung von 160 Leitmedien im Herbst 2009 Bergmann zu den wichtigsten und einflussreichsten "Vordenkern Deutschlands" zählt. Und für TV-hörenundsehen ist Bergmann "Deutschlands renommiertester Kinder und Familientherapeut" überhaupt!

Nach neuesten Umfragen führt Jesus weltweit die Liste der größten Vorbilder für 12 bis 19-Jährige an. Für den Kinderpsychologen Bergmann ist Jesus ein großer, liebesfähiger Mensch, ein Rebell für Liebe, Klarheit und Wahrhaftigkeit. Eigenschaften die Kinder lieben, denn sie sind auch kleine Rebellen.

Der Pädagoge Jesus – mit diesem traditionsreichen und provozierenden Bild entzündet Bergmann einen Leuchtturm in der verunsicherten Erziehungslandschaft. Ja, wir haben in unserer Kultur ein reiches und tiefes Wissen um Kinder und kindliches Leben. Jesus zeigt, wie wir mit ihnen reden und handeln, wie wir ihnen Vorbild und Orientierung sein können. Bergmann hat aus den Überlieferungen des Neuen Testaments diese Themen in die Gegenwart übersetzt, in unseren modernen Alltag. Dieses erstaunliche Buch zeigt ein ganz neues Verständnis von Erziehung, das auf altem Menschheitswissen beruht und gleichzeitig ein überraschend modernes Bild des Jesus von Nazareth sichtbar macht: "...Manchmal denke ich: Gott ist eine Liebeserklärung an unsere Kinder."



[Der Titel im Katalog](#)